

Vom Eiertanz um das goldene Postmoderne-Kalb

UTA MATHES spricht mit LUKAS DOMCIK

Herr Domcik, Sie schreiben in Ihrem Roman Weg war weg, wer einen Text mit einem opulenten Schlussstrich wie dem Wort »Ende« versehe, würde sogleich verdächtigt, als Zitatengeiler Postmoderner Raubzüge durch die Literaturgeschichte zu veranstalten. Überraschenderweise schließt das Buch dann mit »Ende«. Erzählen Sie, wie passt das zusammen: Ist alles nur geklaut?

Nun, falls Sie den Roman gelesen und ihn nicht nur hier auf dem Tisch liegen haben, wissen Sie, Welch eine Odyssee ich hinter mir gehabt hatte, als ich den Romanverschnitt *Weg war weg* abschloss. Da passiert es eben schon einmal, dass am Ende vom Lied der Schluss wirklich als solcher gekennzeichnet wird, raubzüglerische Zitatengeilheit hin oder her. Nachdem mir das Manuskript meines Romans *Nachtexpress nach Babylon* abhandengekommen war, ergriff mich eine Art literarische Torschlusspanik. Ich gelangte in Geldnot, hatte und habe schließlich eine Familie zu ernähren. Zunächst wollte ich die Geschichte um Franz Kienast (den Protagonisten aus *Nachtexpress nach Babylon*) erneut niederschreiben, quasi dasselbe mit anderen Worten. Über das Übersetzen konnte ich meine monetären Sorgen glücklicherweise abwenden. Mit der Zeit merkte ich, dass ich *Nachtexpress* gar nicht rekonstruieren konnte oder gar wollte. Der Roman war für mich wie ein Buch der Illusionen. Diese wurden mir wiederum nur genommen, indem ich einen gänzlich neuen Roman erschuf, der die vorangegangenen Wirrungen rekonstruiert. Beim Resultat, *Weg war weg*, können ein paar Passagen verschiedenen Stellen aus anderen Romanen eventuell ähneln. So kann es eben gehen unter Zeitdruck, im Wald der Fiktionen. Das dürfte Sie als Feuilletonistin bei Ihren Streifzügen durch die Literatur nicht überraschen.

Zitateklau >passiert< also einfach? Das allein klingt sehr postmodern. Wie passt dies aber zu dem negativen Bild, das Sie in Ihrem Roman von der Postmoderne zeichnen?

Mich gänzlich auf die Postmoderne einzulassen, fällt mir schwer. Es ist vielleicht ein großes Missverständnis, in dem sich die Postmoderne befindet oder in dem ich mich mit ihr befinde; alles ein wenig durcheinander. Womöglich wirken die Darstellungen um die Postmoderne in meinem Roman deshalb so negativ. Was ist das schon, postmodern? Postmodern sind alte Möbel in neuen Räumen oder neue Möbel in alten Räumen, postmodern sind epigonale Ner-

vositäten als Zitat. Einer schreibt die Geschichte eines Mädchenmörders, der ein psychologisierender Parfum-Mischer ist; ein anderer die Monografie eines Knabenschänders, der Kunstkritiker ist; ein dritter die Geschichte eines Hirnchirurgen, der in seiner Freizeit Falschgeld druckt: alles Secondhand-Literatur ohne Erfahrungsfutter. Die als postmodern ausgewiesenen Kollegen tun so, als gäbe es das Leben gar nicht. Aber das Leben ist doch da. Zugleich ist dieses Leben geprägt vom Sein »nach der Moderne«. Nicht die Literatur, nicht die Kunst ist postmodern, sondern, wenn etwas überhaupt postmodern ist, dann ist es das Leben selbst. Lassen Sie uns in diesem Moment, den wir real nennen, ein Spiel spielen, postmoderne Zitatcollage, erkennen Sie die Melodie? Wer kann wen im melodischen Taumel der Zitate übertrumpfen? Kreieren wir eine Symphonie aus bereits Geäußertem.

Wollen Sie damit andeuten, dass die Postmoderne das Produkt des zufallsgeprägten Lebens ist und nicht das Ergebnis langwieriger Arbeit? Ich kann mir vorstellen, bei solch einem spontanen Spiel kommen allerlei schräge Töne herum.

Wovor haben Sie Angst? Setzen Sie sich an das mechanische Klavier, ich spiele den Kontrabass, so haben wir fast eine komplette Rhythmusgruppe. Wir spielen miteinander und doch gegeneinander, Autor und Journalistin in alter Vertrautheit. Wenn wir dies nicht bereits die ganze Zeit über getan haben. Wie es ebenso ist mit der Macht der Gewohnheit, da sagt man oft was, das so garantiert schon irgendwann und irgendwo anders gesagt wurde oder geschrieben stand. Postmoderne hier und da und überall, immerzu. Und keiner merkt's. Oder doch? Die Literaten selbst, ja, nein, vielleicht? Es gilt die Überwindung der Postmoderne mit ihren eigenen Mitteln.

Ist es somit Ihre Absicht, alte Meister wie Thomas Pynchon oder Patrick Süskind in ein schlechtes Licht zu rücken?

Es geht bei diesem Spiel nicht mehr darum, in sieben Sekunden oder mir nichts, dir nichts ein Axiom zu wählen, das natürliche Mängel meiner Schriftstellerkollegen aufdeckt, nur weil sie, wie nach einer wilden Reise durch die Nacht, auf den ersten Zug springen, auf dem zufälligerweise Postmoderne steht, um schließlich irgendwo anzukommen und zu sehen, was gerade modern ist. Ich bin zwar geneigt, Postmoderne in einem nicht allzu positiven Sinne als das zu definieren, was der Moderne nachläuft, ohne sie je einzuholen. Ganz herausnehmen kann ich mich da aber natürlich nicht, eventuell laufe ich ebenfalls nach oder hinterher, ohne dass es mir gänzlich bewusst ist. Denn vielleicht bleibt mir als letzte Instanz, mich selbst einzureihen und im intellektuellen Eiertanz um das goldene Feuilleton-Kalb Postmoderne allemal doch noch eine Eiertänzerfunktion zu übernehmen. Stets mitzumachen und sich in Sicherheit zu wiegen, das kann niemand verneinen, ist womöglich kein unendlicher Spaß.

Dennoch gibt es einem ein unbestreitbar gutes Gefühl. Deswegen habe ich dieses Spiel auch vorgeschlagen: Dabei wird klar, wie einfach es ist, in jeglichen Situationen zu zitieren, und wie offensichtlich damit jede Situation heruntergebrochen werden kann auf eine kleinere Ebene, auf die Struktur, das Zeichen. Und das Spiel im Diskurs der Wissenschaft vom Menschen, also im Diskurs des Lebens, zeigt auf, wie einfach die Postmoderne entlarvt werden kann.

Sie stellen die Postmoderne also gern bloß und können sich ihr doch nicht entziehen? Das klingt etwas wirr.

Wirr mag es klingen, doch ist es mit dem Postmodernen im Leben wie mit der Freiheit im Existenzialismus. Wir sind verdammt, wir können nicht einfach raus. Um mit dieser Tatsache klarzukommen, kann es sinnvoll sein, zu akzeptieren, wie postmodern das Leben ist, und dies auch direkt anzusprechen. So spiele und tanze ich mit, und gleichzeitig doch aus der Reihe. Möglicherweise gelingt es mir irgendwann, mich gänzlich abzugrenzen. Dann sage ich den Kollegen, den Kritikern, den Journalisten: »Vielen Dank, es war spaßig und schrecklich amüsant – aber in Zukunft ohne mich.« Wahrscheinlich müsste ich danach aufhören zu schreiben oder nur noch Bücher mit Punkten veröffentlichen. Dann fragen sich die Leute womöglich: »Ist das Kunst oder kann das weg?« Ob man darauf letztlich mit Seiten voller Frage- oder Ausrufezeichen antwortet, ist egal. Eines ist gewiss: Es wäre kein schlechtes Ende.

